Der lebendige Gott meiner Geschichte

Georg Muschalek SJ, Tübingen

Im Jahre 1841 schrieb Ludwig Feuerbach den Satz: „Der arme Mensch hat einen reichen Gott". Was der Mensch an Großem in seinem Leben und in der Welt vorfand, hatte er ja hinaufprojiziert in den himmlischen Bereich, um seinen Gott damit zu schmücken, ja um ihn als Träger dieser Kostbarkeiten überhaupt entstehen zu lassen. Für Feuerbach war nun diese Phase der Religion zu Ende. Der Mensch griff nach den Reichtümern, die ihm zukamen, nahm sie in Besitz und fand so erst ganz zu sich.

Nun ist dadurch die Idee und die Wirklichkeit Gottes für ungezählte Menschen nicht geschwunden. Etwas aber hat sich geändert: der Reichtum des Irdischen kam in den Blick. Es hat sich so etwas wie eine Inbesitznahme eines angestammten Erbes durch den Menschen vollzogen. Die Welt, die von den Anfängen des Christentums her schon entgöttlichte und entdämonisierte, hat sich in einer neuen profanen Neutralität dargeboten. Sie wurde durch die Wissenschaft in einer ganz neuen Weise entdeckt, und der größte Reichtum, der gehoben wurde, ist die Entdeckung ihrer großen Wirk- und Werdezusammenhänge. Sie enthüllt sich mehr und mehr unseren Augen als eine Welt, die sich selbst bewegt. Sie wurde aber nicht nur erforscht, sondern auch gestaltet bis in eine Tiefe hinein, die man vorher nicht geahnt hat. Die Zuwendung zur Welt hat sich auch in der neuesten Geschichte des Christentums vollzogen: die Weltlichkeit des Gottesdienstes wurde entdeckt. Gott wird nicht gedient in der Verachtung der Welt, sondern in der Liebe zu ihr; Gott selbst wird geliebt, wenn der Nächste geliebt wird (und nur so wird er geliebt); der Christ erfüllt seine christliche Aufgabe nicht, wenn er sich von der Welt distanziert, sondern nur, wenn er sich engagiert, in allen Aufgaben, die auf ihn zukommen. Und dies ist so richtig und wahr, weil nur so das unverkürzte Christentum in den Blick kommt, das einen Christus hat, der – nach dem Johannes-Evangelium – Urgrund und Endziel dieser Welt ist, um die es geht, und der – nach Paulus – so Erlöser dieser Welt ist, daß er nicht erlösend aus dieser Welt herausführt, sondern zutiefst mit ihr versöhnt, weil in ihm die Welt von Anfang an ihren Bestand hat. Die Welt finden und Gott finden scheint eins zu sein.

Und doch zeichnet sich abermals eine Wandlung ab. Die profane Welt ist gar nicht so neutral, wie es erst schien. Die erforschte und gestaltete Welt wächst ins Riesenhafte, so sehr, daß sie übermächtig wird und der Steuerung durch den Menschen zu entgleiten droht. Und auch gegenüber

der christlichen Gestaltung der Weltzuwendung sind Sorgen laut geworden. Wie, wenn man den Logos in dieser Welt verfehlte, weil man ihn nicht unter dem Widerspruch jener Welt sucht, die Johannes den widergöttlichen Kosmos nennt? Und wenn die Liebe zur Welt eine „Andacht" zu ihr würde, „vorbei an dem, der sie geschaffen hat" – eine Beschreibung des Heidentums unter dem Zorn Gottes nach dem Römerbrief? Man wird nicht bestreiten können, daß die Gefahr einer Re-Divinisierung der Welt besteht (und wäre es denn anders denkbar, als daß große Entdeckungen die ihnen eigentümlichen gleich großen Gefahren heraufbeschwören?). Die Welt ist auf jeden Fall aufgewachsen zu einer berauschenden und erschreckenden Größe, und dies sowohl für die wissenschaftliche wie für die christliche Erfahrung. Den Christen, der diese Erfahrung mitmacht und als Geschenk empfängt, kann gleichwohl ein Gefühl der Unheimlichkeit beschleichen. Die Frage vor dieser Welterfahrung ist unabweislich: sind wir im Grunde mit dieser Welt allein? Es ist dies die neue Frage nach Gott angesichts einer Welt, die sich so gerundet hat, daß sie keinen Eingriff Gottes mehr denkbar sein läßt. Gewiß, wir sind zu einem größeren Gottesbild gekommen, einem Gott, der seine Vollkommenheit gerade darin hat, daß er die ganze Welt in ihren unendlich mannigfaltigen Beziehungen ins Dasein rief und sie darin hält. Es ist ein Gott, der um so größer gedacht werden muß, je selbständiger und je mehr sich selbst bewegend er diese Welt geschaffen hat; ein Gott, der nicht nötig hat, der Selbstbewegung dieser Welt nachzuhelfen und darum von eben dieser in sich geschlossenen Welt um so mehr gepriesen, und nicht etwa überschattet wird. Das wissen wir heute. Und doch: was ist das für ein lebendiger Gott, der (unaussprechlich erhabener) Urgrund aller Welt ist, aber nicht mehr in dieser Welt begegnet, wie er einstmals Abraham, Moses und Paulus begegnete?

Wenn ich auf mein Leben blicke: kann ich noch mit Überzeugung vor Gott sagen: „In deiner Hand steht mein Geschick" (Ps 31, 16)? Ich weiß vielleicht zu viel über die tausend irdischen Fäden, an denen mein Geschick hängt. Es sind Faktoren der Vererbung, des Milieus, der Erziehung, es ist meine Gesundheit und meine psychische Integration: alles Momente, die ich weitgehend in der Hand habe. Wo ist hier für Gott, für sein Handeln noch Platz? Ist der Glaube an sein Walten nicht ein recht fadenscheiniger Überbau, krampfhaft festgehalten von einer Menschenklasse, die – obwohl reich geworden – ihre liebgewordene Gottesidee nicht preisgeben will? Ist nicht der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs heute aufgelöst in den Gott der Philosophen und damit die Erfahrung Pascals als naiv, unentwickelt, mythologisch zurückgelassen? Ein Gott, der nicht mehr begegnet, ist vielleicht ein Gott letzten Urgrunds, aber ein Gott

ohne Antlitz. Er kann nicht *mein* Gott sein, der Gott meines Lebens. Wo aber begegnet Gott heute noch? Wo wagt man – angesichts dieser faszinierenden Welt – noch von seinem Walten zu sprechen und von seiner Vorsehung? Sind wir nicht verlegen verstummt angesichts des großen Waltens der Natur und des so eindrucksvollen Waltens des Menschen in der Welt – auch zu unserem Heil? Mein Beruf und der Erfolg in ihm ist vorzüglich mein Geschick: aber hängt das Gelingen nicht ausschließlich von meiner Geschicklichkeit ab, die sich freilich beraten und helfen lassen kann von „Methoden zum Erfolg"? Was einstmals Eingebungen Gottes für die fromme Seele waren, sind heute Anstöße, Weisungen und Warnungen des Unbewußten; was für die Alten „geistlicher Trost" war, der von Gott kam, ist heute die Übereinstimmung mit sich und der Umwelt zusammen mit der Erfahrung der leiblichen Gesundheit. Wer traurig ist, sollte nach dem Jakobusbrief beten; der Mensch von heute, der auf der Höhe seiner Zeit ist, greift nach einem Kreislaufmittel oder einem Psychopharmakon (allerdings hat auch schon Thomas von Aquin dem Traurigen ein Bad oder den Schlaf empfohlen). Nur eines bleibt: der Tod. Er entzieht sich immer noch dem menschlichen Zugriff. Hier begegnet der Mensch wohl auch heute noch unausweichlich seinem Gott. Kann man aber Gott in diesen letzten Winkel drängen, in der Hoffnung, er werde der Gott meines Sterbens sein, wenn er nicht der meines Lebens war? Und zudem: wie groß ist auch in diesem Bereich die Kunst der Medizin geworden! Ist nicht oft genug in demselben Maße das Vertrauen in die Fürsorge Gottes dahingeschwunden, als das Vertrauen in die Kunst des Arztes wuchs? Wenn wir aus sehr kritischer Situation gerettet wurden, sind wir meist noch bereit, auch Gott zu preisen, weil wir in der übergroßen Freude über die erfahrene Hilfe in der Austeilung des Dankes nicht knauserig sind. Erreichen wir dann aber mit unserem Dank wirklich den waltenden Gott unseres Lebens, der doch einer ist, der mir „Gutes *und* Leides" zuschicken kann? Je mehr wir über unseren Glauben an das Walten Gottes in unserem Leben nachdenken, desto mehr verstärkt sich der Eindruck, daß sich der Satz Feuerbachs umgekehrt hat: der reiche Mensch hat einen armen Gott! Vor allem das eine göttliche Attribut hat sich der Mensch heruntergeholt: die Gestaltung und Planung des menschlichen Lebens, und er ist dabei, es sich immer mehr anzueignen. Findet sich der Mensch, der an seinem Gott festhielt, nicht einem armen Gott gegenüber, der zur Unlebendigkeit und Un-Wirklichkeit verblaßt ist? Es ist oft genug so, und doch ist dies eine dämonische Versuchung, der wir widerstehen müßten. Im Bestehen dieser Versuchung wird sich erweisen, ob wir mit unserem Leben (und nicht nur mit unserer Idee) an den Gott der Schöpfung und der Geschichte, auch unserer eigenen, glauben.

Wie kann man aber noch an einen Gott glauben, der „die Raben ernährt", der „das Gras kleidet" (das so kurzlebige), der umsomehr uns Menschen umsorgt, wenn man nicht in eine Vorstellung von einem kleinen Gott zurückfallen will, der *in* dieser Welt beschäftigt ist, aus der wir ihn doch, um seiner Größe willen, herausgeleitet zu haben glauben? Und doch ist auch für uns dieses Wort nicht überholt durch die Entwicklung der Welt. Er bleibt, Gottlob, der Gott, ohne den kein Sperling vom Dach fällt. Bevor wir überlegen, was das in Wahrheit sagt, sollten wir noch auf einen Unterton in vielen dieser Worte hören: auf die Andeutung eines drohenden, unvermuteten Endes. Ohne davor die Augen zu schließen, werden die Worte gesagt. Daß *Gott* zu Lebzeiten das Gras, die Raben, die Sperlinge, die Menschen ernährt, kleidet, ist so überwältigend, daß der drohende dunkle Ausgang mit umfangen ist vom Vertrauen in das Walten Gottes, das *gut* ist. Aber es bleibt die Frage, wie der Mensch, der weiß, aus welchen innerweltlichen Ursachen dies alles lebt und vergeht, darin Gott begegnen kann, ohne in einer frommen Schizophrenie zwei Welten zu bewohnen.

Was uns in der Welt begegnet, ist Welt und Gottes Wirken in einem. Gott „handelt die Welt" und handelt nicht *in* ihr: das ist, so sagten wir, der angemessenere Gottesbegriff. Ich habe das Recht und die Pflicht, der Welt als Welt zu begegnen; ich habe aber auch das Recht und die Pflicht, sie als das Wirken Gottes zu sehen. Gerate ich dann aber nicht in das alte Dilemma, entweder in Religiosität passiv der Welt gegenüber zu verharren oder in Profanität mich der Welt zu bemächtigen und die Welt als Wirken Gottes zu einem völlig unbedeutenden Gedanken werden zu lassen? Gerade dieses Dilemma muß überstiegen werden. Die Welt ist verwaltbar, und soweit sie es ist, wirkt in diesem menschlichen Walten Gott an seiner Welt (denn das Wirken des Menschen ist doch in hervorragender Weise „Wirklichkeit" Gottes in der Welt). Die Welt ist aber auch Geschichte, die auf den Menschen zukommt. Immer bleibt die Geschichte auch das Größere, das der Planung des Menschen entzogen ist, und sei es nur deswegen, weil ich, der Einzelne, dem Planen anderer ausgeliefert bin. Nie wird die Weltbemächtigung durch den Menschen zu einer Manipulierbarkeit der Geschichte derart werden, daß der Einzelne nicht immer, nach allen möglichen Steuerungen, sein Geschick entgegennehmen muß. Die heutige Entwicklung von Wissenschaft und Technik weist selbst in diese Richtung. Es ist dies das bleibende Gesetz des Menschen, daß er immer auch der Hinnehmende, nicht nur der Tätige ist. Das Hinnehmen bestimmt seinen Ursprung und prägt sein Ende. Was der Mensch also in seinem Leben als Geschick erfährt, ist die besondere Gestalt des Handelns Gottes an ihm, die so „besonders" und einmalig ist, wie das Leben dieses

einen Menschen. Es ist dies das persönlich-geschichtliche Handeln Gottes an diesem Menschen, an „mir", weil es meine Geschichte „handelt", ungeachtet der tausend Fäden, die ich knüpfen könnte zu innerweltlichen Ursachen, aber auch ungeachtet der Blindheit manchen „Schicksals", das ich innerweltlich nicht mehr enträtseln kann. Ich bin dann befreit, wieder zu sagen, daß „in deiner Hand mein Geschick steht". Freilich ist dann alles, auch das Dunkle und auch der Tod, gütiges Walten Gottes, da ihm ja nichts im Werden und Vergehen dieser Welt entgeht. Unsere gewohnten frommen Gebete und Lieder müßten sich dann wandeln; für sie ist Gott doch fast nur der Garant des Glücks und Überlebens (als müßte er uns dies im Kampf mit dunklen Mächten abringen). Es ist gottloses Denken, keine Vorsehung mehr zu preisen, wo man innerweltliche Kausalzusammenhänge durchschaut. Es ist dagegen Glaube an den lebendigen Gott, wenn in all dem, was ich nicht überschaue, wie in dem, was ich durchschaue, das überlegene Walten Gottes annehme, der das letztlich Unverrechenbare eines jeden Lebens in seine gütige Führung aufnimmt.

Teresa und Teilhard

Untersuchung einer bemerkenswerten Übereinstimmung

Conrad Himmelsbach OCD, Würzburg

Die Gegenüberstellung oder sogar Zusammenstellung dieser beiden Namen wird die einen verwundern, die andern verärgern. Verwunderung bei denen, die Teresa de Jesus und Teilhard de Chardin nicht genügend kennen und daher meinen, hier sei kaum mehr Gemeinsames zu entdecken als die Tatsache, daß beide Christen der katholischen Kirche waren. Ärger jedoch bei jenen anderen, für die Teresa die große Heilige von absoluter Treue ist, Teilhard dagegen ein Mann von zweifelhafter Rechtgläubigkeit und gefährlichen Grundsätzen.

Es soll in dieser Studie versucht werden zu zeigen, daß diese beiden großen Menschen und Christen etwas Entscheidendes gemeinsam haben. Und dieses Entscheidende liegt bei beiden gerade dort, wo sie sich selbst ganz engagieren, als ginge es um ihre wesentlichste Botschaft an die Welt. Dazu werden wir zuerst je einen maßgebenden Text untersuchen und in einer Art Synopse einander entsprechende Stellen zusammenfügen. Ein